

Der Österreicher

Von Hermann Bahr

Jetzt erblickt der Österreicher zum erstenmal sich selbst, den er ja bisher gar nicht gekannt hat als höchstens vom Hörensagen. Er war gewohnt, den guten oder üblen Ruf, in dem er stand, hinzunehmen, ja selber anzunehmen, als wenn es ein Urteil wäre, gegen das man nicht berufen kann. An wen auch? Denn um sich dagegen auf sich selbst zu berufen, hätte er doch erst seiner selbst gewiß sein müssen, und das war er ja seit der barocken Zeit nicht mehr. Er suchte sich seitdem in einemfort, aber dort, wo er sich suchte, im Spiegel der öffentlichen Meinung, war nichts von ihm zu finden. Seine eigene Unsicherheit, der Wunsch zu gefallen, die Wehleidigkeit gegen Tadel oder gar Spott, der Ehrgeiz, Eindruck zu machen, das Bedürfnis nach Applaus ließen ihn nicht zu sich kommen. Wir waren ein Volk, das gewissermaßen immer auf der Bühne stand, ins Publikum schielend, vor Neugierde, was Europa zu uns sagen wird, und geneigt, es ihm zu glauben. Und erst als das nun nicht mehr möglich war, weil wir uns vor allem unserer Haut zu wehren hatten, und auch schon deshalb nicht, weil auf einmal Europa nicht mehr da war, blieb uns nichts mehr übrig, als nun zu zeigen, wie wir sind. Und es erstaunten alle über uns, am meisten aber wir selbst.

Wie kommt es, daß wir immer nur in der letzten Not erst den Mut zu uns finden?

Österreicher sind zusammengesetzte Wesen. Ein Österreicher ist ein Deutscher oder ein Kroat, Serbe, Pole, Ruthene, Tscheche, Slowak, aber dieser Deutsche, dieser Slowak ist nicht bloß ein Deutscher, nicht bloß ein Slowak, sondern noch etwas dazu, nämlich etwas, was ihm eben dadurch, daß sein Volk seit Jahrhunderten mit andern Völkern, in andern Völkern und bald für, bald gegen sie lebt, ihr Schicksal teilt und daran sein eigenes Schicksal formt, zugewachsen ist, eben durch diese Art von unbewußtem geistigen Konnubium, oder zuweilen auch im bewußten Widerstand dagegen, durch einen unausgesprochenen, aber dabei stets die Farbe wechselnden inneren Verkehr, in dem sich schließlich Haß von Liebe kaum mehr unterscheiden läßt und überhaupt das Gefühl, so stark es ist, sich meistens gar nicht zu nennen weiß, ja um so weniger, je stärker es ist. Diesen Zuwachs oder Zusatz, dieses erst ganz unerklärliche, ratlose Plus in seinem Wesen muß der österreichische Deutsche wie der österreichische Slawe ja von seinem eigenen Volk aus, von seiner angestammten, nationalen Eigenart aus, für sein deutsches oder slawisches Gefühl, zunächst als störend empfinden, er wird dadurch ja national gehemmt, er fühlt sich national geschwächt, er fürchtet, dadurch national bedroht zu sein. Jedem österreichischen Volk wird immer zuweilen Angst vor Österreich, nämlich vor dem Österreich in der eigenen Brust, das es dann um so schwerer hat, sich gegen dieses Mißtrauen zu wehren, weil der nationale Teil des Österreicher's ja stets über die Beredsamkeit eines ganzen Volkes verfügt, der österreichische Teil aber stumm bleibt. Österreich ist ja noch nie formuliert worden, es hat keine Sprache, es kann sich nur durch Musik und die bildende Kunst oder unmittelbar durch die Tat verständigen, also für das Auge, für das Ohr und für den inneren Sinn allein, aber durch Reden und vor dem Verstande läßt sich sein Geheimnis nicht beglaubigen. In der Kunst, in der Tat und in der Not erscheint es erst, nur dem Künstler, dem Helden und in Augenblicken der Gefahr ist Österreich gewiß. Dann empfindet nämlich auch der nationale Teil des Österreicher's sich auf einmal durch jenen merkwürdigen Zuwachs oder Zusatz nicht mehr gehemmt, sondern bestärkt und erhöht. Der österreichische Deutsche fühlt dann, daß er zwar anders deutsch ist als die übrigen Deutschen, aber darum nicht weniger deutsch und nicht schlechter deutsch, sondern auf eine Art deutsch, durch die das ganze Deutschum reicher wird, die das Deutschum nun gar nicht mehr entbehren könnte, die sich aus ihm gar nicht mehr wegdenken läßt, um die schade, deren Verlust unersetzlich wäre. Und auch die andern Nationen Österreichs alle fühlen das. Sie fühlen alle, daß ihnen allen Österreich eine nationale Notwendigkeit ist. Sie fühlen das und sind nur aber in Verlegenheit, es auszusprechen, weil das politische Vokabular unserer Zeit nicht die Worte dafür hat, denn es ist ein Vokabular zum Gebrauch in Nationalstaaten.

Wenn Nationalgefühl zu räsionneren beginnt, stößt es zunächst auf den Nationalstaat. Der ist für den Verstand die bequemste Art, des Nationalgefühls Herr zu werden. Wenn der Verstand aber eines Gefühls Herr zu werden sucht, verfärbt es sich. Ein Gefühl, das zu vernünfteln anfängt, wird bleichsüchtig, der Verstand hat dürre Hände: was sie begreifen, verweilt. Was sich begreifen läßt, ist kein Geheimnis mehr. Aber ein Gefühl, das kein Geheimnis mehr enthält, hat keine Kraft mehr. Starke Völkern ist darum der Nationalstaat eigentlich auch immer nur ein Argument, es wirkt gut in Diskussionen, am besten solange das Nationalgefühl noch unerfüllt ist. Sobald es erfüllt wird, hält es sich meistens

bei diesem eben noch so hoch und teuer beschworenen Begriff nicht mehr lange auf. Sobald der Nationalstaat da ist, ist er schon meistens keiner mehr oder er hat nichts Eiligeres zu tun, als sogleich über sich hinwegzukommen. Es zeigt sich sogleich, daß er dem Nationalgefühl nicht genügen kann. Ein geschlossenes Volk ist nur in Gedanken möglich, nicht in Wirklichkeit, weil Wirklichkeit lebt, weil Leben wächst, weil ein wachsendes Volk den Verschluss sprengt. Der Nationalstaat dient immer bloß dazu, die geeinte Nation so zu verdichten, daß die Spannung schließlich unerträglich wird, sich entladen muß und losgeht. Es gehört zum Wesen des Nationalstaats, daß er niemals „saturiert“ sein kann, sondern eben in dem Augenblick, wo er es scheint, aus innerer Notwehr zum Angreifer wird. Der Nationalstaat hat keinen Ausweg als in den Imperialismus. Er kann es nicht vermeiden, im gegebenen Augenblick westpolitisch zu werden, und indem er es wird, hebt er sich selber auf. Stehen sich erst einmal lauter westpolitische Imperien gegenüber, so gibt es keinen Nationalstaat mehr. Denn die Nation eines jeden, genötigt, sich auf andere Nationen zu beziehen, mit ihnen zu hausen, sie sich und sich ihnen anzupassen, muß dann, ob sie will oder nicht, wissenschaftlich oder unwissenschaftlich, jenes seelische Konnubium erleben, das bisher immer ein besonderes Problem Österreichs war.

Das österreichische Problem wird jetzt auf einmal allen Völkern Europas gestellt. Die Nationalstaaten, durch das Gesetz ihrer Entwicklung zur Westpolitik gedrängt, Imperien geworden, entweder offen oder versteckt, entweder Zwangsimperien oder freie, können ihre Nation dann nicht mehr vor den Verwandlungen des Willens, der inneren Schichtung, der geistigen Haltung bewahren, die sich in jeder Symbiose von Völkern ergeben, sie sei nun die gewaltsame des Herrenvolkes mit Heloten oder irgendeine auf Lebenspflicht. Um die Grenzen der neuen Imperien geht ja dieser Krieg. Stellen wir uns aber gar noch vor, daß ja die neuen Imperien sich dann auch wieder nicht mehr voreinander verschließen können werden, daß auch sie wieder miteinander verkehren und aufeinander einwirken müssen, ja daß, da jedes Imperium Nationen enthalten wird, von denen andere Teile wieder in andere Imperien versprengt sind, jedem Imperium eine Teile des andern anziehende Gewalt einwohnen wird, so daß sich jedes von einer Gewitterzone von durcheinanderflutenden, bald feindlichen, bald verbindenden Elektrizitäten umgeben fühlt, dann hätten wir ein Europa, das ja dann sozusagen nur ein größeres Österreich wäre. Und so steht sich der Österreicher, der in der Zeit der Nationalstaaten schon glauben mußte, veraltet, von der Entwicklung überholt und mit seiner unbrauchbar gewordenen Form ausgeschaltet zu sein, jetzt auf einmal wieder in den Vordergrund gedrängt, und wenn er seiner Neigung, Wahrheiten auf eine so unwahrscheinliche Art auszudrücken, daß sie zu schlechten Wizen werden, nachgibt, mag er getrost sagen, daß ja jetzt in einem gewissen Sinn Europa nichts übrigbleiben wird, als österreichisch zu werden (was übrigens, aus dem Zusammenhang gerissen und mit der gehörigen Entrüstung zitiert, sich in einer feindlichen Zeitung gut ausnehmen müßte!).

Der Österreicher, welcher Nation immer, ist, in seinen gelungenen Exemplaren, die allerdings sehr selten sind, ein Entwurf, gewissermaßen ein erster Versuch des Europäers. Womit auch vielleicht zusammenhängt, daß ja die größten Österreicher, die österreichischsten Österreicher alle keine sind, wie Parazefus aus Einsiedeln, Prinz Eugen der edle Ritter von Savoyen, Metternich aus Koblenz). Sonst kommt ja der Europäer bisher nur als Idee vor, als Wunsch, als Intention, bei Schwärmern, vom eigenen Volk Enttäuschten, aus dem eigenen Land geistig Verbannten, oder höchstens allensfalls als Privatunternehmen auf eigene Faust, wie Stendhal, Turgenjew, Chopin. Nur in Österreich gab es immer schon einen ganzen Kreis von Menschen, die, erbgewessen und keineswegs innerlich landflüchtig, stark an Heimat, festgewurzelt, so wenig sie geneigt oder auch nur fähig sind, eine andere als die österreichische Luft zu atmen, dennoch auf eine geheimnisvolle Art geistig über ihr Volk, über ihren Staat, ja über sich selbst hinaus und gewissermaßen daheim, zugleich aber auch noch in einer andern Welt leben. Dieses seltsame innere Doppelleben läßt sich kaum beschreiben. Wer aber einmal Gelegenheit hatte, mit unserm Adel oder mit österreichischen Geistlichen zu verkehren, kennt es. Sie sind nicht international, dieses Wort paßt auf sie gar nicht, sie sind ganz unverwaschen und unverwischt, Stockösterreicher, auf den ersten Blick, beim ersten Wort, ja schon an ihrer Haltung und jeder Gebärde kenntlich, aber ohne darauf zu pochen, ohne mit ihrer Landesart stramm zu stehen, auffällig national aber unwillkürlich und unabsichtlich, eher fast selbst darüber ein wenig ärgerlich, und sie sind zu dem, was sie sind, immer noch auch etwas anderes, sie sind mehr, als sie von Grund aus sind, oder sie sind es in einer Beleuchtung, die,



Generaloberst Pflanzner-Baltten

was sie sind, anders erscheinen läßt, als man es gewöhnt ist. Sie sind Deutsche, Tschechen, Kroaten, aber von den andern Nationen beleuchtet, mit denen sie leben, und in diesem Lichte steht das Deutsche, das Slawische anders aus, es wird beweglicher, flüssiger, es hat keine Schwere mehr, es ist mehr sozusagen nur noch ein Abglanz von sich selbst. Daher auch, was man ja nicht verschweigen darf, die Gefahr, in der solche Menschen leicht sind, sich zu verflüchtigen: sie steigen leicht zu hoch und der Wind weht sie weg, nicht gleich, aber doch in der zweiten oder dritten Generation, gerade vom Stoaösterreich ist manchmal im Enkel schon nichts mehr übrig als die bloße Form. Auch in den Imperien wird man ja daran denken müssen, sich davor zu schützen. Wenn nach dem Kriege der Staatsdeutsche jetzt zum Weltdeutschen wird, muß er sich bei Zeiten vorsehen, national gut verankert zu sein. Er hat am Österreicher überall ein warnendes Beispiel. Denn überall steht dem Deutschen, wenn er sich jetzt in der Welt einrichten wird, im Großen bevor, was der Österreicher in seinem Hause seit Jahrhunderten erlebt hat. Und so gewahren wir Österreicher staunend, daß wir, während wir seitab bloß unser Haus zu bestellen meinten, damit den Beruf erfüllt haben, ein Beispiel zu geben, ein Beispiel, das die Deutschen jetzt brauchen können. Und wenn es dabei zuweilen nicht ohne manche Torheit abging, so haben wir den Trost, daß sie dafür hoffentlich den Deutschen erspart bleibt. Unsere österreichische Geschichte ist ein Anschauungsunterricht im deutschen Umgang mit andern Völkern, und der Weltdeutsche, den diese Zeit verlangt, wird nicht umhin können, ein vergrößerter Österreicher zu sein, hoffentlich stark und gut vergrößert. Das hätten wir uns auch nie träumen lassen, daß wir noch einmal Lehrmeister werden.

Das neue Österreich

Altösterreich, das treue,
steht sturmerprobt im Kampf.
Dämmert ihm wohl das neue
manchmal im Pulverdampf?

Das neue, das dem alten
im tiefsten Wesen gleich,
wie sich des Vaters Falten
im Kinde künden weich,

das aber nicht im stillen
an seinen Sorgen kaut,
sondern mit Stegerwillen
sein Haus sich auferbaut!

Den verbündeten Heeren

Vorwärts! Mögen Hindernisse
sich dem Siegerwillen türmen.
Vorwärts! Ob ins Ungewisse
namenlose Helden stürmen.

Vorwärts! Hinten liegt verlassen,
was des Lebens Sinn gewesen.
Später wird man es nicht fassen,
aber heute heißt's genesen.

Eat, vereinzelt unbegriffen,
im Gesamten zu beweisen.
Vorwärts! Scharf zum Schlag geschliffen
hat uns diese Zeit von Eisen.

Richard Schaukal

Iwan

Von Ernst Szép

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

Zu abendlicher Stunde legte sich mir auf müder Straße ein grauer Handschuh auf die Schulter. Ich wandte mich um und sah einen blassen kleinen Leutnant in schwarzer Hose und dunkelblauer Bluse mit rosa Aufschlägen. Die eine Hand hatte er mir auf die Schulter gelegt, die andere auf einen Stock gestützt. Der Blick von zwei sanften blauen Augen heftete sich auf mich.

„Du bist's?“

„Ich bin's.“

„Erkennst du mich nicht mehr? Ich heiße Iwan“

„Iwan! Wirklich? Wie geht es dir? Was bringt dich her?“

„Von dem bißchen Hinken abgesehen, befinde ich mich wohl auf und morgen geh' ich hinunter nach Italien.“

„Du bist verwundet worden?“

„Zum drittenmal!“

Iwan Tiefen Widerhall erweckte dieser Name plötzlich in meinem Herzen und ich fühlte, als klingelten irgendwo in weiter Ferne unzählige Glocken mit dichten, süßen und dennoch schmerzlichen Tönen. Ein ebenerdiges weißes Schulgebäude dämmerte plötzlich in lenzlichem Sonnenschein auf, der morgendlich

Ein Sonett des Cecco Angiolieri

(aus Stena, um 1300)

Wär' Feuer ich, stürzt' ich die Welt in Flammen,
Wär' Wind ich, würd' ich sie im Sturm zerschellen;
Wär' Wasser ich, begrüß' ich sie in Wellen,
Wär' Gott ich, würd' ich ewig sie verdammen.

Wär' ich der Papst, so würd' es mich ergehen,
Die Christen aufeinander all zu hegen;
Wär' ich der Kaiser, würd' es mir behagen,
Den Kopf ih'n'n allen einzeln abzuschlagen.

Wär' ich der Tod, mein Alter müßt' ans Messer,
Wär' ich das Leben, stöh' ich von ihm weß,
Und meiner Alten gling' es auch nicht besser.

Doch weß ich Cecco bin zu jeder Zeit,
Nehm' ich für mich die schönen leichten Damen,
Und lasse euch die Dackligen und Lahmen.

(Übersetzt von Ernst Hohenemser)

Glossen

Kulissen

Es liegt eine unendlich schmerzliche Ironie in der Tatsache, daß gerade unsere Zeit, die sich so viel zugute tut auf ihre moderne Gebärde, in ihren allerletzten Grundanschauungen fest in der geschichtlichen Überlieferung verankert ist. Einer unserer scheinbar persönlichsten Theaterausstattungskünstler, Ernst Stern, hat in der Stiltreue, die ihn bei den Dekorationen zu Richard Straußens „Ariadne auf Naxos“ leitete, bewiesen, daß er sich der stolzen Tradition europäischer Theaterkunst voll gewärtig ist. Wer Zeuge der „Ariadne“-Aufführung an der Wiener Hofoper im Oktober 1916 war, der ist sich dann voll bewußt, daß die güldene Kette von Prunkdekorationen, die sich vom 17. Jahrhundert an durch die Theatergeschichte hindurchzieht, auch heute noch immer wieder durch neue herrliche Glieder bereichert wird. Nur daß dem modernen Publikum das seelische Gefühl für das eigentümlich künstlerische Wesen der Dekoration verlorengegangen ist, so sonderbar dieser Umstand in Widerspruch mit der Betonung des Dekorativen auf der modernen Bühne, besonders der Opernbühne, zu stehen scheint. Der Opernkritiker und mit ihm der Lyp des Opernbesuchers von heute ist zu meist Nurmüßler, der Maler und Architekt aber, der im Theater sitzt, schaut nur und will nur selten von den geheimen Zusammenhängen von Kulisse und Kulissenkunst etwas fühlen. Darum erblicke ich gerade in der „Ariadne“ von Hofmannsthal-Strauß-Ernst Stern noch immer (abgesehen von der hier nicht zu erörternden literarischen Stilerneuerung der Neubearbeitung) eine Kulturtat im Dekorationsgeschichtlichen Sinne. Wenn in der, ganz in klassisch Gluckischen Wohlklang, ganz in Symbol und Allegorie verrauchenden Schlussszene der „Ariadne“ über das vergöttlichte Paar sich der große Baldachintron herab senkt, so ersehen vor meinem inneren Auge all jene „macchine“ und „comparsa“ wieder auf, wie sie die italienischen dramaturgischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in ihren noch immer lesenswerten Schriften charakterisiert haben. Freilich gedenke ich auch der belächelten Spottlaube, die der große venezianische Satiriker Benedetto Marcello in seiner Schrift „Il teatro alla Moda“ auf die Primadonnenwirtschaft seiner Zeit ausgegossen hat, wenn er z. B. erwähnt, daß sich die Bevorzugung der Primadonna vor den übrigen Darstellern darin zeigte, daß man ihr einen Thron „mit Dach und drei Stufen“ bewilligte, während die übrigen Darsteller einen Thron ohne Stufen erhielten. Fügt sich nicht die Primadonna des „modernen“ Richard-Strauß-Vorspiels ganz prächtig in diese geschichtlich verbürgte Charakteristik ein?

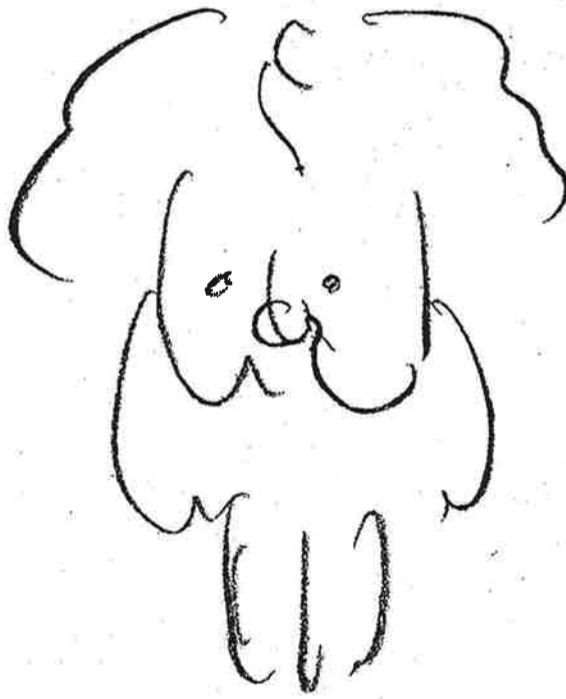
Doch es ist noch ein viel Wesentlicheres, das uns heutige zu größter Pietät vor den Theaterdramaturgen früherer Jahrhunderte, zumal des grundlegenden sechzehnten, verpflichten sollte; es ist das Schwergewicht, das man damals dem Wunderbaren belegte. Diese „Wunder“ in des Wortes allerumfassendsten Sinn sind ja der Ausgangs- und Angelpunkt alles Bühnenwesens überhaupt; und

das allzu große Übergewicht, das die Majorität der Literaturkritik mehr und mehr dem rein Geistigen des Theaters eingeräumt hat, zeitigte eine gewisse Ungerechtigkeit gegenüber dem innersten Wesen der Dekoration, die wir uns volksmäßig und in gewissem Sinne auch gefühlsmäßig richtig als „Kulissen“ vorzustellen pflegen.

Nicht weniger als elf Arten von Dekorationen unterschied schon der Kulturhistoriker Ménessier in seinem Werke „Représentations en musique anciennes et modernes“ (erschienen im Jahre 1681), Dekorationen, wie sie damals bei den höfischen Theater Vorstellungen in Frankreich, Italien und Deutschland gebräuchlich waren, und zwar „himmlische“ — Götter, Wolken, Regenbogen; „heilige“ — Tempel, Altäre, Opfer, heilige Höhlen; „militärische“ — belagerte Städte; „ländliche“ — Landschaften, Berge; „seemäßige“ — Meer, Schiffe, Galeeren, Inseln, Klippen; „königliche“ — Paläste, Throne, Fassaden; „bürgerliche“ — Straßen, Kaufläden, Jahrmärkte; „geschichtliche“ — Rom, Athen, sibyllische Grotte; „poetische“ — Sonnen- und Theaterspalast; „zauberhafte“ — verzauberte Paläste, und „akademische“ — Bibliotheken. — In diesem Reichtum an Abstufungen erkennen wir schon die hohe Bedeutung, die dem rein Dekorativen zugemessen wurde. Dazu traten dann jedoch vor allem jene „macchine“, Maschinen, die wir so besonders gern als neueste Errungenschaften unserer Technikhöhenperiode zu buchen pflegen. Wir erinnern uns des Wortes, das da La Bruyère zweihundert Jahre vor Richard Wagner sprach: „Wir benötigen diese Maschinen in den Opern, denn das Wesen dieser Bühnengattung beruht gerade darin, Geist, Auge und Ohr in einen gleichen Entzücken zu bannen!“ Ein anderer Dramaturg, Louis

Nicoboni, macht in seinen Anfang des 18. Jahrhunderts niedergeschriebenen „Réflexions historiques et critiques sur les différents théâtres de l'Europe“ die Bemerkung, die Dekorationen seien so naturwahr, daß man sich die Konstruktion der Bühne erst ins Gedächtnis zurückrufen müsse und sich klarzumachen habe, daß alles, was man sehe, „durch Balken, Stricke und Eisenstangen getragen wird“. Dies führt uns zurück zu den Anfängen des Theaterbaues in Italien, zu den Prachtbauten eines Serlio und Palladio und zu den unerhört prunkvoll gegliederten Architekturen der Bühnengeniefamilie der Galli Bibiena, in deren, wie in einem einzigen Prunkrausch entstandenen, Palastsäulenhallen die Vorgänge der Passionsgeschichte Christi fast untergingen und dennoch nicht diese Wirkung übten, weil sich der Stil der Zeit und das Empfinden des Künstlers vollkommen deckten. Und hier erfüllt sich dann auch jenes „Wunderbare“ wieder, aber in einem, aus dem überladenen Gefühl des Barock entstehenden abgewandelten Stille, der den höfischen Prunk bewußt und brutal in den Vordergrund des Interesses rücken mußte.

Eines sollten die heutigen Kulissenmaler von den Theaterdekorationsgenie des 17. Jahrhunderts wieder lernen: das gesunde Gefühl für das allgemein künstlerisch Gültige, nicht nur für das Einabendhafte einer Kulisse. So eine Flusslandschaft von Galli



Hermann Bahr